

**Zeitschrift:** Schweizerische Lehrerinnenzeitung  
**Herausgeber:** Schweizerischer Lehrerinnenverein  
**Band:** 40 (1935-1936)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Stellvertreterin  
**Autor:** G.W.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-313168>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 14.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Stellvertreterin

Etwas abseits von der Anstalt steht das reizende Schulhäuschen, die frühere Schmiede des Klosters. Durch einen prächtigen Garten mit zwei Rasenplätzen kam ich zum Eingang. Im Erdgeschoss ist ein grosses Zimmer mit allem Schulstubenkomfort: 5 Schülerpulte, 1 Lehrerpult, Tisch, Stühle, 2 Wandtafeln, Schränke, 1 Ofen, Landkarten, 1 Nähmaschine und ein mächtiges Fenster. Neben der Schulstube ist noch ein kleines Kinderparadies: ein Kämmerchen mit einem riesigen Gerümpelschrank voll Kostbarkeiten. Das also war mein künftiges Wirkungsgebiet.

Am ersten Morgen, als ich zur Schule ging, marschierten vor mir einträchtig zwei kleine Knaben mit zitronengelben Pullovern, jeder eine Mappe in der Hand. Von Zeit zu Zeit schauten sie nach hinten, getrauten sich aber nicht, mich zu grüssen. Später begegnete mir ein grosser Knabe, der noch verlegener war als die zwei Vorläufer. Auch mir wurde ein wenig bange. Der Anfang ist immer etwas unangenehm, und dann noch so grosse Knaben!... Es war übrigens der einzige der Oberstufe. Meine Riesenschule zählte acht Schüler. Das Mädchen im 9. Schuljahr gab mir immer sehr nett Auskunft, zeigte mir alle die Sachen und sorgte wie ein Mütterchen für die Kleinen. Die Lehrerin, die ich vertrat, hat aber auch alles so lieb und nett eingerichtet. Sie war mir eine wirkliche Musterlehrerin.

Die Arbeit wurde mir sehr lieb. Für jedes Schuljahr, jede Lektion zwei Stunden vorbereiten, wie im Seminar, war mir leider unmöglich.

In den obern Schuljahren waren es vor allem die neuen Fächer, die mir Mühe machten: Geographie, Schweizergeschichte, Botanik, Französisch. Von dem allem hatte ich schon so manches vergessen. Ich musste viel lesen, alle Bücher, die ich finden konnte, zusammentragen.

Französisch! Ich selbst konnte nur das « Schulfranzösisch ». Und nun sollte ich diese Halbwelschen darin unterrichten! Den Kindern sagte ich sogleich, dass sie wohl besser sprechen könnten als ich. Sie waren dann ganz erstaunt, dass sie bei mir doch noch etwas lernen konnten. Glücklicherweise fehlte ihnen eben das, was ich selbst wusste, nämlich Grammatik, Rechtschreiben und Lesen. Dabei lernte ich selbst noch viel, und der Französischunterricht war mir sehr lieb.

Viel Erfreuliches erlebte ich. In den Pausen oder vor der Schule (die Kinder gehen gewöhnlich eine halbe Stunde zu früh in die Schule) spielten alle, gross und klein, so nett miteinander. Sie lernen nicht so viele Spiele und Lieder wie etwa Stadtkinder. Daher konnte ich ihnen vieles zeigen. Jedes Mal waren sie ganz begeistert. Ich half auch mit und konnte es ruhig tun; sie wurden nicht übermütig und erlaubten sich nie zuviel. Disziplinschwierigkeiten hatte ich nie. Mit einem Blick konnte ich alle acht erfassen.

Gelegentlich rechneten, lasen, erzählten wir draussen im hellen Sonnenschein. Vor allem liebten sie es, wenn wir auf einer der prächtigen Juraweiden arbeiteten. Es herrschte eine wohltuende Freiheit, bei der die Kinder gut gedeihen und sehr viel lernen. Gerade das Erzieherische ist bei so wenig Kindern, in einer ganz natürlichen Kinderfamilie, sehr interessant. Ich machte allerdings nur Anfängerversuche. Manchmal kam ich mir noch so furchtbar jung und unerfahren vor. Besonders, wenn ich mir vorstellte, dass die Oberschüler schon bald von zu Hause fortkommen und fürs Leben vorbereitet wer-

den sollten. Die Schule ist ganz einzigartig. Sie ist eine kleine Arbeitsgruppe in der grossen Anstaltsgemeinschaft. Die Leute sind alle aufeinander angewiesen, und es ist schön zu sehen, wie alle gut miteinander auskommen und aufeinander Rücksicht nehmen. Ich werde die Schule stets in allerbesten Erinnerung behalten.

G. W.

## Meine Anstaltsfamilie

Unsere Anstalt hat das sogenannte Familiensystem. Wir haben die 83 Mädchen in Gruppen von 12–14 aufgeteilt, die mit der Lehrerin zusammen eine Familie bilden. Jede Familie hat ihr eigenes Heim: ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer, ein Waschzimmer und das Zimmer der Lehrerin. Bei uns ist der grosse Einheitsbau früherer Anstalten in verschiedene Häuschen aufgelöst, die je zwei Familien beherbergen. Man wollte so den Mädchen das wiedergeben, was sie in der Einheitsanstalt entbehrten: die « eigene » Wohnung. Unsere Zimmer haben andere Vorhänge, sind anders gestrichen als die der andern Familien, die grossen Mädchen haben Freude, ihr Heim zu schmücken wie es ihnen gefällt. Jedes Kind hat eine Ecke, zu der es in der freien Zeit immer wieder gerne zurückkehrt. Die Kinder lieben ihre Wohnung, sie haben eine gewisse Familienehre. So sind unsere Kinder nicht mehr heimatlos, es gibt eine Stätte, wo sie hingehören, die ihnen gehört.

Ich könnte nicht in einer Anstalt sein, die keine Familien hat. Hier wirken ist viel schöner als bloss Schule halten, obwohl es uns weit mehr in Anspruch nimmt und oft recht müde macht. Unsere Pflicht ist grösser: Wir sorgen dafür, dass unsere Kinder sauber und recht angezogen sind, wir sorgen für Ordnung in der Wohnung. In der Zwischenzeit, in der Mittagspause, vor dem Nachtessen, vor dem Zubettgehen, sind wir bei unserer Familie im Wohnzimmer, wo wir flicken, Aufgaben machen oder singen und spielen. Wir bringen unsere Kinder zu Bette und gehen am Sonntag mit ihnen spazieren. In der Familie liegt die Möglichkeit der Erziehung. Hier lernen wir die Mädchen beobachten im ungezwungenen Umgang mit andern, in der Freiheit, wo sie sich selber sind, lernen wir sie kennen.

Eine Familie haben gleicht einem beständigen Wachen, einem immerwährenden Dasein von uns als ganzem Menschen. Wenn wir bloss physisch oder nur mit dem Gehirn da sind, oder nur, weil wir müssen, dann steigt sofort Mißstimmung auf, als spürten die Kinder, dass wir innerlich etwas anderem uns zukehren. Es genügt eben nicht, den Frieden und die Liebe um sich zu wollen, man muss selber davon voll sein. Diese Kräfte müssen in uns selber liegen. Ich nehme mich jeden Tag zusammen, die innere Freudigkeit nicht zu verlieren, frohen Mutes zu beginnen, damit auch die Kinder froh anfangen. Zuerst zählt man wohl noch die Enttäuschungen, fühlt sie schwer lasten, denkt « nur ausharren ». Ich frage mich schon lange nicht mehr, wie es herauskommt: man muss geben, ohne sogleich ernten zu wollen, man muss seine Familie lieben, ohne nach Erfolg zu fragen. Und vielleicht ist unsere Arbeit hie und da doch gesegnet. Aber wir dürfen diesen Segen nicht fordern; wir können uns von Herzen freuen, wenn ein Kind einmal sagt: « I wett, dir wäret mi rächtli Mueter. » Wir sagen mit Pestalozzi: « Es ist nicht mein Werk, es ist Gottes Werk, mein war nur die Liebe, mit der ich hoffte, wo ich nicht kannte, und glaubte, wo ich nicht sah. »

S. H.